

Liturgie – Brücke zum Menschen

Gottesdienst und soziales Engagement¹

Der Autor studierte Erziehungswissenschaften und Theologie in Innsbruck und Paris und war Assistent am Institut für Liturgiewissenschaft an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Innsbruck bei Hans Bernhard Mayer sowie Referent für Erwachsenenbildung im Amt der Vorarlberger Landesregierung. 1976 trat er in den Jesuitenorden ein und wurde zwei Jahre später zum Priester geweiht. Er engagierte sich unter anderem für Obdachlose sowie drogensüchtige und strafentlassene Jugendliche. 1991 startete er ein Projekt für Straßenkinder in Rumänien und wird dabei maßgeblich vom Stift Klosterneuburg unterstützt. Sporschill erhielt mehrere Auszeichnungen für sein Engagement, darunter das Große Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich. Er besitzt heute neben der österreichischen auch die rumänische Staatsbürgerschaft und ist seit 2004 auch in Moldawien für Straßenkinder im Einsatz. Er ist auch Mitglied der LWG. (Ed.)

Es bedeutet mir viel, dass ich im Rahmen der Liturgiewissenschaftlichen Gesellschaft über das Thema »Liturgie – Brücke zum Menschen. Gottesdienst und soziales Engagement« hier im Stift Klosterneuburg sprechen darf.

Mit diesem Ort verbinden mich drei Dinge: Hier war die Wirkungsstätte von Pius Parsch. Erstens erschauert jeder, der mit Liturgie etwas zu tun hat und hier sprechen darf, in einer gewissen Ehrfurcht, weil Pius Parsch die liturgische Bewegung in die Welt hinausgetragen hat. Eine der Früchte davon war das Zweite Vatikanische Konzil mit der Liturgiekonstitution. Zweitens möchte ich das Bibelwerk nennen, die Liebe zur Bibel und auch das Gedenken an Norbert Höslinger. Drittens sagte Probst Bernhard Backovsky einmal: »Du und

¹ Öffentlicher Vortrag bei der Jahresversammlung 2013 der LWG im Augustinussaal des Stiftes Klosterneuburg am 29.01.2013.

deine Kinder, ihr seid bei uns im Stift zu Hause.« Das war für ihn ein teures Wort. Ein Wort, mit dem er menschlich, aber auch finanziell großzügig gehandelt hat. So bin ich diesem Ort aus Gründen der Liturgie, der Bibel und vor allem aufgrund der Gemeinschaft im Stift zu großem Dank verpflichtet.

Heute besuchte mich ein 23-jähriger Student, den ich vor mehr als fünfzehn Jahren von der Straße auflas. Er war ein Straßenkind und studiert nun an der Musikhochschule in Wien Horn. Er kam, um mir zu erzählen, dass die Müllmänner in Bukarest am Tag zuvor seinen Vater auf einem Müllhaufen erfroren aufgefunden hatten. Dort hatte sein Vater vegetiert und war nun gestorben. Der junge Mann, der es vom Straßenkind immerhin schon zum Studenten gebracht hat – das ist in der Musik wirklich keine Selbstverständlichkeit –, sagte: »Ich fahre morgen nach Bukarest.« Er wusste immer, dass sein Vater auf der Straße lebte, aber, so sagte er, Vater sei Vater, und jetzt gehe es darum, seinen Vater würdig zu beerdigen, und dafür wolle er mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln sorgen.

Damit bin ich bei der Grundthese meines Vortrags angelangt. In der Sozialarbeit geht es nur um eines: um die Würde des Menschen. Wie aber drückt man die Würde des Menschen aus? Wie kann ich jemandem mitteilen, dass ich ihn oder sie respektiere, hochschätze? Hier sind wir schon sehr nahe an der Liturgie – bei der Kultur, bei Zeichen, bei der würdigen Beerdigung. Mit Geld kann man es schwer ausdrücken, dass ein Mensch, der auf einem Müllhaufen erfroren ist, dieselbe Würde hat wie einer, der auf einem Königsthron oder auf einem Direktorensessel saß.

Wenn mich heute jemand fragt, wo ich all das lernen konnte, um diese 40 Jahre in der Sozialarbeit und in der Jugendarbeit zu bestehen, dann antworte ich: nicht im Psychologiestudium, nicht während diverser Ausbildungen im sozialen Bereich, sondern in der Liturgie. Die Liturgie ist die Quelle für die Sozialarbeit. Sie brachte mich auf neue Ideen, sie gab mir Kraft, richtete mich oft auf oder korrigierte mich in dem großen Abenteuer, das die Sozialarbeit darstellt.

Ich hatte noch eine andere Kraftquelle: meine Mutter, die sich allein um neun Kinder gekümmert hatte. Vor 20 Jahren dachte ich oft über therapeutische Ansätze und soziale Theorien nach, die anzuwenden seien, um das unmöglich erscheinende Werk zustande zu bringen, aus einem Straßenkind einen bürgerlichen Menschen zu machen. All

das vergaß ich relativ schnell. Bis zum heutigen Tag hingegen überlege ich oft, wie es meine Mutter schaffen konnte, neun Kinder im Zaum zu halten und auf den Weg zu bringen. Irgendwie ist es ihr gelungen.

Familie und Liturgie sind die beiden Quellen, aus denen ich schöpfe – nicht nur Kraft, sondern auch neue Ideen.

Ich habe die Liturgiekonstitution mit großem Genuss noch einmal durchgelesen, aber nicht als Liturge, sondern als Sozialarbeiter. Darin finden sich Grundprinzipien, die besagen, die Mutter Kirche wünsche sehr, alle Gläubigen möchten zur vollen, bewussten und tätigen Teilnahme an den liturgischen Feiern geführt werden. Zur vollen, bewussten und tätigen Teilnahme – *participatio actuosa!* Genau das wollte ich realisieren, und dazu möchte ich nun einige Beispiele bringen.

WIR ZOGEN IN EIN DORF IN SIEBENBÜRGEN

Hosman in Siebenbürgen, Transsilvanien, ist der Ort, in dem ich jetzt lebe und Ruth Zenkert in ihrem neuen Projekt unterstützen will. Dort beträgt der Anteil der Roma-Bevölkerung 70 bis 80 Prozent. Sie leben, wie manche sagen, »in Dallas«, weil es in ihrem Viertel, bestehend aus armseligsten kleinen Hütten, hoch hergeht. Für einen normalen Bürger ist es dort nicht ungefährlich. In diesen Hütten gibt es einen kleinen Ofen, das ist alles. Mitten in Europa kauert eine dreißigjährige Frau mit acht bis zehn Kindern – ihren Kindern – vor einem solchen kleinen Ofen. Meistens gibt es nichts zu essen. Der Vater ist, wenn überhaupt anwesend, betrunken. Es gibt keinen Strom, und wenn es dunkel wird, ist es eben dunkel. Wie sollen diese Kinder in die Schule gehen? Unmöglich. Die Menschen brauchen Wasser zum Überleben. Die kleinen Kinder gehen barfuß, jedenfalls nicht in schönen Winterschuhen, einen Kilometer weit zum Dorfbrunnen und schleppen in einem Kübel das kalte Wasser heran. Man kann sich die hygienischen Umstände in einem solchen Haus vorstellen, dazu die Verzweiflung, die eine solche Frau empfindet. Wir kamen auch ins nächste Dorf, nach Țichindeal. Vor Jahrhunderten, als noch die Siebenbürger Sachsen dort wohnten, hieß es Ziegental. Dort gibt es ebenfalls eine Roma-Siedlung mit vielen Hütten.

Um ein Bild von der Verwahrlosung zu zeichnen: Es gibt Hütten mit Familien, wo sechs Kinder von der Frau stammen und zwei von der ältesten Tochter – vom selben Vater. Es gibt Behinderungen – verständlicherweise. Man glaubt sich tatsächlich in der Hölle auf Erden, jedenfalls nicht eine Flugstunde von Wien entfernt. Diese Menschen haben nicht nur wirtschaftliche Probleme. Es gibt keine Arbeit, keine Ausbildung. Die Eltern können nicht lesen und schreiben. Wie soll es bei den Kindern anders werden? Und natürlich spielt der Alkohol eine große Rolle – wie sonst soll man eine solche Situation aushalten?

Die Menschen brauchen Brot, Arbeit, Wärme, ein Dach über dem Kopf, und an allem mangelt es. Aber was sie noch mehr brauchen, ist Menschenwürde. Man könnte ihnen die schönste Hütte hinstellen, doch wenn sie keine Würde empfinden, kann sie auch nicht das Haus, von dem sie träumen, wärmen.

Ich habe in den letzten 20 Jahren schon einiges erlebt in meiner Pfarre, die die Straße ist, aber nun stand ich fassungslos inmitten dieser Misere. Morgen bin ich wieder dort. Was kann man tun? Ich weiß es nicht. Wie kann man das aushalten? Auch das weiß ich nicht. Und solche Überforderungen, auch Depressionen nagen gewaltig.

Aber: Ich bin ja nicht alleine dort. Da ist Ruth Zenkert, da ist eine Schar von bereits zehn, zwölf jungen MitarbeiterInnen, 19-jährige VolontärInnen aus Österreich, die ein Jahr lang mithelfen. Auch zwei ehemalige Straßenkinder sind dabei, die Ruth aus Bukarest nachgezogen sind, um sie als Mitarbeiter zu unterstützen. Diese Schar hält zusammen, denn alleine kann man das nicht aushalten. Ich denke manchmal an alte Leute, die vom Krieg erzählen: wie er sie und ihre Kameraden zusammengeschmiedet habe. Uns schmiedet der Krieg gegen die Not zusammen.

Hosman heißt auf Deutsch Holzmengen. Vor 20 Jahren gab es dort noch Hunderte Sachsen. Nun sind alle in Deutschland, nur in zwei Häusern wohnen noch alte Leute, die Sachsen sind. Das ehemals sächsische Dorf hat eine 800 Jahre alte romanische Wehrkirche, daneben steht eine kleinere rumänisch-orthodoxe Kirche, weil jetzt alle Bewohner orthodox sind. Neben der orthodoxen Kirche steht noch einmal genau dieselbe Kirche, heute ebenfalls orthodox. Sie war griechisch-katholisch, aber als Ceaușescu die Religionsgemeinschaft auflöste und alle Priester und Bischöfe ins Gefängnis werfen ließ, über-

gab er das Gebäude der orthodoxen Kirche. Jetzt haben die Orthodoxen zwei Kirchen und die Griechisch-Katholischen sind »ausgestorben«. Die alte Wehrkirche der Sachsen war evangelisch, aber nun ist niemand mehr da, und die wunderbare Kirche verlottert. Es gibt auch noch eine vierte Kirche, und das ist das Besondere in dem Dorf: eine römisch-katholische Kirche mit einer römisch-katholischen Schule und einem römisch-katholischen Pfarrhaus. Natürlich gibt es keinen einzigen Katholiken, aber vor über hundert Jahren lebte hier ein sächsischer Pastor, der angeblich so faul war, dass die Leute sagten: »Wenn du dich nicht mehr um die Gemeinde kümmerst, werden wir katholisch.« Ein Teil dieser Gemeinde machte diese Drohung auch wahr. Geblieben sind also die katholische, die orthodoxe, die griechisch-katholische und die evangelische Kirche, davon ist nur eine halb lebendig, die orthodoxe. Alle anderen sind leer.

Seit einiger Zeit existiert noch eine fünfte Kirche, die ganz gut besucht ist. Nach dem Sonntagsgottesdienst gibt es nämlich dort das, was die Liturgen Agape nennen. Konkret: etwas zu essen. Diese Kirche gründeten amerikanische Baptisten, und sie finanzieren sie auch: Die Rumänen nennen sie Pocăi. Dorthin strömen die Leute! Ein evangelischer Pfarrer aus der Nachbarschaft sagte zu mir: »Ich verstehe, warum die Menschen dorthin gehen. Weil diese Baptisten die Einzigen sind, die an die Bibel glauben.« Sie glauben nämlich, dass alle Menschen dieselbe Würde haben und von Gott geschaffen sind. Alle anderen tun das nicht. Ein Rumäne glaubt nicht, dass ein Zigeuner von Gott in derselben Würde geschaffen ist wie er. Die evangelischen Sachsen wiederum glaubten nicht, dass ein Rumäne die Würde habe, auf dem evangelischen Friedhof beerdigt zu werden. Bis zum heutigen Tag nicht! Die Sachsen blickten also auf die Rumänen herab, die Rumänen auf die Zigeuner und dazwischen liegt ein tiefer Graben, den noch kaum jemand in Europa überbrückt hat.

ICH DURFTE MICH AN DEN GEDECKTEN TISCH SETZEN

Aber jetzt gibt es in demselben Dorf noch eine sechste Kirche, und von der möchte ich erzählen.

Am 2. Sonntag im Jahreskreis feierten wir Gottesdienst in Hosman. Ich hatte Besuch aus Österreich und war beschäftigt, also setzte ich

die Messe erst für zehn Uhr an; gefeiert sollte in Ruths Wohnzimmer werden. Ich unterhielt mich mit meinem Gast. Um Punkt zehn klopfte es an der Tür und es hieß: »Du, die Messe beginnt!« Das Zimmer war voll. 35 Leute waren versammelt, was auch in der orthodoxen Kirche nie der Fall ist. Schon eine halbe Stunde vorher war gesungen und gespielt worden, um die Lieder einzuüben. Am Vorhang hing ein großes Plakat mit den Liednummern, damit man während der Messe gleich anstimmen konnte, ohne vorher Ankündigungen zu machen. Der Tisch war mit wunderschönem Altartuch zu einem Altar umfunktioniert worden.

Es gab fünf Roma-Musiker – Klarinette, Geige, Gesang, die Querflöte einer Volontärin aus Niederösterreich, Gitarre –, ein volles Orchester, bestens geprobt. Und ich hatte nicht einen Finger gerührt.

Dann meinten die Anwesenden, ich dürfe das Evangelium auf Deutsch verkünden, weil ja ein Deutsch sprechender Gast da war. Sie suchten jemanden aus, die würdigste Frau, die auf Rumänisch lesen sollte. Auch die Lesung wurde auf Deutsch und Rumänisch vergeben, die Lesung auf Rumänisch las ein Volontär, der etwas schwach begabt ist. Er hatte den ganzen Vortag hindurch geübt, um in der Messe zu bestehen. Nun stand er auf und las mit fester Stimme und ohne einen einzigen Fehler. Und ich hatte noch immer nichts dazu getan.

Einmal brachte ich zwei Volontäre aus der Türkei mit nach Rumänien, zwei Muslime. Die beiden saßen beim Morgengebet und machten große Augen. Die ehemaligen Straßenkinder hatten einen Koran beschafft und die Lesung im Morgengebet daraus genommen – für die Gäste. Die Kinder verstehen es wirklich, Gäste zu beschenken.

Nun aber saß Babanuza neben mir, ein Zigeunermädchen aus der Nachbarschaft. Auf Deutsch bedeutet ihr Name Schmetterling. Sie wurde extra neben mich hingesetzt, damit ich mich freue; sie ist nämlich mein Liebling. Sie hielt ein kleines Glöckchen, wie es normalerweise die Ziegen tragen; daneben saß ein ehemaliges Straßenkind, orthodox. Er wusste, wann man läuten muss, und sagte zu Babanuza: »Heute darfst du läuten. Ich trete dir mein Amt ab.« Mit zitternden Fingern hielt sie das Glöckchen, um das Zeichen ja nicht zu versäumen. Das ehemalige Straßenkind war der Supervisor. Er hatte auch Wein, Wasser und Hostien hergerichtet, auf einem eigenen Tisch neben dem Altar. Der Altar war für Brot und Wein und das Buch da und nicht mit Sonstigem vollgeräumt.

Auch die Sitzordnung war perfekt. Die Musik, obwohl sie so mächtig war, blieb diskret im Hintergrund, in der Mitte waren der Altar, der Priester, die Ministrantin und ihr Supervisor. Und vorne gab es einen Platz für den Gast. Perfekt!

Nun begannen die Kinder und die ehemaligen Straßenkinder mit den Fürbitten. Durch ihre Fürbitten wird die ganze Welt hereingeholt: die Verstorbenen, diejenigen, die noch auf der Straße leben, die ErzieherInnen, die Eltern, diejenigen, die sie gar nicht kennen. Wir müssen sie immer wieder ermahnen, nur eine Fürbitte zu sprechen, sonst dauert es zu lang.

Als Nächstes kamen die VolontärInnen aus Österreich dran, 19-Jährige, die natürlich mit Kirche wenig oder nichts zu tun haben. Sie kommen unter Druck, wenn ein ehemaliges Straßenkind sagt: »Jetzt bist du dran. Du darfst auch eine Fürbitte machen!« Nicht »du musst«, sondern: »Nütz doch deine Chance!« Diejenigen, die zum Helfen gekommen sind, lernen nun von den Straßenkindern zu beten, und nicht nur zu beten, auch zu bitten. Die VolontärInnen haben meine Fürbitten auf den Kopf gestellt, weil sie immer danken: »Lieber Gott, ich danke dir, dass ich in der Nacht ein Bett hatte, dass wir Essen haben, dass wir eine Gemeinschaft sind.« Wir mussten daraufhin die Antwort auf die Fürbitten ausweiten auf: »Herr, wir danken dir und wir bitten dich: Erhöre uns.«

All das fand an diesem zweiten Sonntag im Jahreskreis statt, und ich hatte noch immer keinen Finger gerührt. Das ist es, worauf ich hinweisen will: Ich durfte mich an den gedeckten Tisch setzen.

Es kam das *Vaterunser* – fast hätte ich den Fehler gemacht, es anzustimmen. Gleich packten sie mich am Arm: »Das Mädchen darf heute die ersten zwei Worte sagen.« »Vater unser«, sagte Babanusa, und es wäre schlimm gewesen, hätte ich ihr diese Aufgabe genommen.

Nun folgte die Kommunion. Die kleine Zigeunerin, die orthodox ist und auch zu den Neubekehrten geht, weil es dort etwas zu essen gibt, lasse ich nicht zur Kommunion gehen. Sie ist elf Jahre alt. Wie soll ich ihr erklären, dass sie nicht katholisch ist, sondern orthodox, und dass ich sie nicht katholisch machen will? Dass wir einander als Geschwisterkirchen respektieren? Wenn jemand nicht zur Kommunion gehen darf, hat es schon oft Wut und Ärger gegeben. Ich sage dann schlicht und einfach: »Das geht nicht.« Weil ich einem Kind – ich betone: einem Kind – die Trennung, die nicht nur schmerzlich ist,

sondern auch Respekt vor der Unterschiedlichkeit bedeutet, nicht anders erklären kann. Babanuza darf nicht zur Kommunion gehen, aber sie bekommt ein kleines Kreuz auf die Stirn. Mittlerweile ist es schon so: Wenn jemand nicht zur Kommunion oder am Abend zu Bett geht, machen sich die Kinder gegenseitig das Kreuzzeichen auf die Stirn.

Dazu gibt es eine schöne Geschichte: Kardinal Schönborn war bei uns zu Besuch. Einer der frechsten Buben zog den Kardinal an der Kette zu sich herunter, um ihm ein kleines Kreuz auf die Stirn zu zeichnen. Der war zuerst unsicher, weil er meinte, das sei jetzt vielleicht eine Attacke, und sagte dann: »Es ist mir jetzt zum ersten Mal passiert, dass ich gesegnet werde und nicht segnen muss.« Das kleine Zeichen bahnt sich seinen Weg. Am Anfang stritten die Kinder: »Mache ich das Kreuz richtig oder sie?« Mittlerweile freuen sie sich, dass es die Vielfalt gibt.

Nach der Messe kommen dann die Schlaunen und fragen: »Wann dürfen wir endlich katholisch werden?« – natürlich um zur Kommunion gehen zu können. Ich antworte dann: »Ihr müsst noch ein bisschen warten.« Mit diesem Trick bin ich bis heute gut durchgekommen. Wenn sie erwachsen sind, dürfen sie auch katholisch werden. Alles dürfen sie, aber ich mache niemanden katholisch. Zumindest in den letzten zwanzig Jahren habe ich es nicht getan. Irgendwann erwacht in den Kindern der Stolz: »Wir sind orthodox!«, sagen sie dann.

Nach einer Stunde war die Messe zu Ende. Die Beteiligten dürfen gestalten, was sie wollen, wenn es Sinn hat, und den Sinn schenkt uns die Liturgie. Aber sie müssen mit einer Stunde auskommen, das ist die Herausforderung. Natürlich sind sie schlau: Die Messe war zu Ende, aber sie hatten noch nicht alle Lieder untergebracht, die sie gern gesungen hätten. Sie sagten: »Die Messe ist jetzt zu Ende, du hast gesagt: Gehet hin in Frieden.« Vielleicht hatte ich ja auch gesagt: »Bleiben wir noch beieinander in Frieden.« Das wollten sie. Die Stunde hatten sie eingehalten und anschließend gab es noch ein Konzert. Ein fairer Deal – und das Konzert war wunderbar.

Währenddessen wärmten drei Volontärinnen in der Küche das Essen auf, das sie ab sieben Uhr morgens für alle vorbereitet hatten, und richteten es her. Danach aßen und feierten wir, mittlerweile war es früher Nachmittag. Die Gemeinschaft, die da beisammensaß, be-

stand aus frustrierten ÖsterreicherInnen, protestierenden Linken, VolontärInnen, unkirchlichen Leuten, ZigeunerInnen, ehemaligen Straßenkindern. Das sind die Menschen, mit denen ich arbeite und lebe. Alle waren da, jede/-r hatte ein wichtiges Amt innegehabt und nach der Messe, beim Essen, waren wir eine wunderbare Gemeinschaft.

Ich muss nicht sagen: Wenn wir das Brot aufschneiden, machen wir drei kleine Kreuze darauf. Das ist selbstverständlich. Ich war einmal mit ehemaligen Straßenkindern am Würstelstand. Als ich gleich in die Wurst biss, erntete ich verständnislose Blicke: »Pater, betest du nicht vor dem Essen?«

Was ich damit sagen will: Von der Messe, von der Liturgie im engeren Sinn, fließt etwas ins tägliche Leben – bis zum Brotsegen, zum Kreuzzeichen auf der Stirn und zum Tischgebet. Natürlich müssen die Leute während der Woche arbeiten, das Sonntagsevangelium versteht man schließlich nicht so leicht. Man muss einen Bibelabend besuchen, damit man das Evangelium am Sonntag genießen kann. Man muss eine Liedprobe machen. Das artet nicht gerade in Stress aus, aber die Liturgie erfasst die ganze Woche. Und am Sonntag – darum habe ich das betont – setze ich mich dann als Priester an den Tisch, und alles ist vorbereitet.

Noch etwas Wunderbares geschah an diesem Sonntag: Nach der Agape, nach dem Essen, sagte Lucia, eine 19-jährige niederösterreichische Volontärin – kirchenfern, wie man unter österreichischen Jugendlichen eben ist: »Danke, dass ich auf der Querflöte spielen durfte. Die Messe war sehr schön.« Dann bat sie: »Könntest du nicht am Nachmittag mit mir ins Dorf gehen zu meiner Familie?« Jeder Volontär, jede Volontärin hat nämlich eine Familie, die er oder sie täglich besucht. Ich hätte zwar gerne einen kleinen Mittagsschlaf gehalten, aber auf diese wunderbare Bitte hin konnte ich nicht Nein sagen. Ich ging also mit Lucia ins Dorf, und überall wurde die junge Frau begrüßt und gerufen. Sie meinte: »Wir müssen schnell weitergehen, ich geh oft erst am Abend, wenn es dunkel ist, sonst komme ich nicht bis zu meiner Familie.« Und weiter: »In meiner Tasche nehme ich nichts mit. Alle fragen: Lucia, was hast du in deiner Tasche? Kriegen wir auch etwas? Ich mache dann meine Tasche auf ...« Und sie hatte nichts drinnen bis auf ein Puzzle-Spiel und ein Buch mit Zahlen und Figuren.

Endlich kamen wir bei ihrer Familie an, die Kinder freuten sich. Lucia hat nichts Materielles mitgebracht, aber sie legte mit den Kindern das Puzzle und brachte ihnen anschließend die Zahlen aus dem Buch bei. Und acht Kinder in dieser trostlosen Hütte waren mucksmäuschenstill und spielten mit ihr. Nach einer Stunde sagte Lucia zu mir: »Danke, dass du mit warst, jetzt können wir wieder gehen.« Sie schenkt diesen Kindern Lernen und Spielen. Einmal, erzählte sie mir, hörte sie Knurren und Schreien. Zwei Kinder waren zur Strafe in den Schrank eingesperrt – in der Hilflosigkeit gibt es eben keine anderen Methoden. Wenn Lucia jetzt dort ist, verbreitet sich in der Hütte Friede, da braucht es keine Strafen, weil die Mutter nicht mehr so überfordert ist. Lucia bemerkt, wenn kein Wasser im Haus ist und die Kinder am Verdursten sind. Dann geht sie mit den Größeren zum Brunnen und alle genießen das bisschen Wasser, das sie bekommen.

EINEN AUGENBLICK LANG WAR ES GANZ STILL

Das war ein Sonntag, wie er mir jede Woche geschenkt wird, weil die Menschen in Hosman gelernt haben, einen Gottesdienst zu gestalten. Natürlich bedeutet das Arbeit. Es braucht ein bisschen, bis diese Kultur aufgebaut ist, aber dann läuft die Sache von selbst. Damals in der Jugendarbeit in Lainz, bei den Obdachlosen, ließ ich den ältesten Pater, Pater Kunze, den man nie mehr zelebrieren lassen wollte, weil er so undeutlich sprach, die Messe feiern: »Pater Kunze, Sie zelebrieren heute und ich stelle mich daneben.« Ich wollte beweisen, dass es vorne keinen Zauberer braucht, dass, wenn alles gut vorbereitet ist, jeder gültig geweihte Priester einen wunderbaren Gottesdienst feiern kann.

In Wien feierte ich einmal eine Jugendmesse in der Piaristenkirche. Die Jugendlichen hatten sicher einen Monat lang Vorbereitungsarbeiten geleistet. Die wunderbare barocke Piaristenkirche war nicht mehr wiederzuerkennen, voll mit Technik und Lichtelementen und Bühne – die Jugendlichen hatten schwer geschuftet. Ich hatte eine Assistentin, damit ich mich als Priester, was ja sinnvoll ist, in diese spezielle Liturgie einfügen konnte. Das alles brachte mich fast an die Grenze meiner Möglichkeiten. Es war so laut! Mit großer Mühe versuchte ich die Wandlungsworte irgendwie unterzubringen. Nachher

in der Sakristei war ich völlig erschöpft. Der beinahe neunzigjährige Pater Thaler fragte mich: »Was hast du denn?« »Du«, antwortete ich, »ich bin einfach fertig. Wie hältst du das aus?« Und er sagte: »Hast du nicht gemerkt, dass es bei der Wandlung einen Augenblick lang mucksmäuschenstill war?« Diese Worte retteten mir den Gottesdienst. Ja, es war einen Augenblick still gewesen, und alles andere war Vorbereitung. So verjüngte der uralte Pater mein Herz – und es war wirklich notwendig.

Die Stille ist das Wichtigste und Kostbarste in der Messe. Wenn man beim Kanon und bei der Wandlung immer zur Ruhe mahnen muss, dann ist es schwer. Wenn man die Liturgie in ihrer Vollgestalt so geschenkt bekommt, wie ich es geschildert habe, dann wird es beim Kanon in der Mitte automatisch still. Die Rumänen sagen beim Hochheben der Hostie und des Kelches ganz ehrfürchtig: »Mein Herr und mein Gott«, und sonst ist es still.

Ein 16-jähriger Gymnasiast schrieb mir eine E-Mail: »Als Priester hast du doch unheimlich viel zu tun, du musst den Kelch putzen und das machen und jenes. Und bei der Kommunion kannst du da noch beten? Muss es da nicht still sein? Wie machst du es, dass du andächtig und fromm und still wirst, wenn du so aktiv sein musst?« Ich entdeckte durch diese Frage die Stille nach der Kommunion für das ganz persönliche Gebet neu, und nun denke ich immer nach der Kommunion an diese tiefe Frage des 16-jährigen und halte die Stille länger und schenke sie meiner Gemeinde weiter. Wenn der Erste sich rührt, dann kommt das Schlussgebet oder ein Lied. Die Stille kann man nicht »machen«, aber wenn sie da ist, stimmt alles andere. Dann gibt es kein Herumgequatsche und keine Ansagerie, dann ist die Liturgie ein Fluss.

Ich habe es mir auch angewöhnt, mich danach mit den wichtigsten Beteiligten hinzusetzen und zu reden. Ich lobe sie, das freut sie, aber ich schenke ihnen auch einen Schritt, mit dem sie weitermachen können. Vier zu eins ist ein guter Schlüssel für Lob und Kritik oder besser Anregung. Und manchmal ist es derart schön wie letzten Sonntag, dass es mir gar nicht leichtfällt, diesen Kritikpunkt zu finden. Ich denke mir aber, ich bin es ihnen schuldig! Wenn sie es so toll machen, dann müssen sie doch weitergeführt werden.

Und jetzt sind wir bei der Mystagogie, bei der Einführung oder weiterführenden Einführung ins Geheimnis. Wenn man das, was ich er-

zählt habe, eine gewisse Zeit lang macht, dann entsteht eine wunderbare Gemeinde, die wie ein Leib, wie der Leib Christi ist und lebt. Da bleibt kein Platz für Klerikalismus, kein Platz für Wichtigtuerei. Die Liturgie gibt allen Würde. Nicht von mir erhalten sie die Würde, nicht vom Priester, sondern von der Liturgie, vom lieben Gott direkt. Sich unter die Liturgie zu stellen ist keine schlechte Übung, um deutlich zu machen, was auch im Konzilstext, in der Liturgiekonstitution steht: Das Weltliche soll dem Göttlichen dienen.

Die Liturgie ist etwas, das einen entlastet, führt, kritisiert und Würde aufscheinen lässt, nicht von Pfarrers Gnaden, sondern von Gottes Gnaden. Die Liturgie ist, wenn man sie so lebt, wie es in der Konzilskonstitution beschrieben ist, das beste Modell, um den äußerst problematischen Klerikalismus einzuschränken.

DAS STÄRKSTE MITTEL GEGEN DIE GEWALT

Zum Ende noch einmal der Bogen zur Sozialarbeit:

Punkt eins: Sozialarbeit setzt bei der Sehnsucht der Menschen an. Ich feiere die Messe mit Leuten, die anderen helfen wollen, und diese Sehnsucht ist bei Jugendlichen am größten. Später werden wir dann langsam korrumpiert, aber in der Jugend ist diese Sehnsucht da. Meine VolontärInnen wollen alle helfen, sie wollen nicht zum Beten kommen oder zur Liturgie. Ich nehme ihre Hilfe an und gebe ihnen die Chance zu helfen. Dann spüren sie aber auch, dass sie etwas brauchen: Kraft, Ideen, ein Programm, Gemeinschaft. Das alles kann die Liturgie schenken.

Punkt zwei: Die Liturgie ist Korrektiv, Leitfaden für die Sozialarbeit. Wer die Liturgie ernst nimmt, gerät nicht in die größte Gefahr der Sozialarbeit: das Materielle über das Spirituelle zu stellen. Wenn »meine« Sandler in Wien die Sozialhilfe bekamen, waren sie drei Tage betrunken, und wenn das Geld weg war, konnte man wieder mit ihnen leben. Das Geld, das Materielle allein, hilft nicht. Empfindest du Würde, kannst du mit dem Geld etwas anfangen. Und schon sind wir wieder bei dem, was uns die Liturgie ermöglicht: Würde. Darum ist gerade in der Sozialarbeit dieses Primat des Spirituellen gegenüber dem Materiellen so wichtig. Es braucht Kraft, mit Materiellem richtig umzugehen. Das ist der eigentliche Reich-

tum: das Selbstbewusstsein, damit gut für mich und andere zu sorgen.

Punkt drei: Der Respekt vor den anderen, die unglaubliche Herausforderung der Ökumene. Es gibt eben verschiedene Wege und Familien, nicht alle sind gleich. Auch ein Sozialarbeiter kann nicht aus jeder oder jedem einen braven Bürger machen. Der eine muss auf dem Müllhaufen sterben, der andere studiert an der Universität, aber dieses Suchen und Entdecken des Weges, den der liebe Gott mit ihm oder mit ihr vorhat, ist gleich. Es ist wirklich schwer, ein Kind sterben zu sehen und roh sagen zu müssen: »Jetzt ist dieser Weg vollendet.« Oder: »Die arme Seel' hat eine Ruh.« Es ist schwer, das Verrückteste anzuerkennen als den Weg eines Menschen. Dabei kann kein rationaler Gedanke helfen, das kann einen nur die Mystik spüren lassen, oft natürlich im Nachhinein.

Punkt vier: Die Mystik – und jetzt bin ich wieder bei der Liturgie – ist auch der beste Schutz gegen eine weitere Gefahr der Sozialarbeit: dass man sich abgrenzen, alles organisieren, alles verwalten muss. Man braucht eigentlich gar keine Sozialfälle mehr, so sehr ist man mit Organisatorischem beschäftigt. Wenn man die Liturgie so ernst nimmt, wie ich es geschildert habe, dann braucht man das Leben, das Leben kommt einfach daher, und die Verwaltung behält ihre dienende Rolle. Punkt fünf: Die Liturgie ist das einzige mir bekannte Mittel, das stärker ist als Gewalt. Ich habe seit 1982 immer in Häusern gewohnt, in denen es gewalttätig herging. Man brauchte die Polizei, es floss Blut. Wir setzten die stärksten Burschen ein, damit wir uns vor irgendwelchen Verbrechern, verzweifelten Besoffenen und Drogensüchtigen nicht zu Tode fürchten mussten.

Ruth erfand ein anderes Mittel: Als in Rumänien, in unserem Bukarester Sozialzentrum, alle Männer, ebenfalls sehr starke Burschen, von Bord gingen, weil sie vor der Horde von wilden Straßenkindern Angst hatten, blieb nur noch sie übrig und übernahm die Leitung. Auf jeden Tisch legte sie ein Tischtuch und stellte eine Blume darauf, an die Wände hängte sie Ikonen, sie führte das tägliche Gebet ein, bei dem jeder eine Fürbitte sprechen darf, und das Haus durchwob sie mit hundert Riten. Wir brauchten die Polizei nie wieder. Die Gewalt war verschwunden durch die Tischkultur, durch die Gebetskultur, durch die Raumgestaltung. Ich kenne gegen Gewalt kein stärkeres Mittel als die liturgische Kultur.

Punkt sechs: Vor kurzem war ich in meiner Heimat Vorarlberg und hielt einen Gottesdienst. Vor der Messe kam eine ältere Frau zu mir und sagte: »Herr Pfarrer, es ist schrecklich, meine Kinder und Enkel gehen nicht mehr in die Kirche.« Und ich antwortete: »Macht ja nichts – Hauptsache, Sie sind da.« Sie ist aufgeblüht. Es ist doch so: Wenn sie eine kleine Kerze anzünden, dann haben wir alle Licht. Wenn also nur ein Jugendlicher mit dabei ist, bleibt die Kirche hell erleuchtet und strahlt weit hinaus zu denen, die vielleicht einmal kommen werden, wenn sie es brauchen. Aber in der Zwischenzeit, solange wir zusammenhalten und das Licht brennt, dürfen wir uns keine Sorgen machen, müssen wir niemanden unter Druck setzen und können die aufnehmen, die sagen: »Darf ich kommen? Darf ich katholisch werden? Darf ich zur Kommunion gehen?« Wenn diese alte Frau für ihre Kinder und Enkelkinder betet und nicht den Stress hat, alle in die Kirche zu zwingen, hat sie alles getan, was man tun kann. Freuen wir uns über die Lichter, die brennen. Das Bild vom Licht ist für mich immens wichtig, weil es das Konzept wiedergibt. Wichtig ist nicht das Flächendeckende oder die Quantität, sondern dass einzelne Lichter in der Welt leuchten und nicht unter den Scheffel gestellt werden.

Ein Herzensanliegen zum Schluss, das ich allen Eltern, SozialarbeiterInnen, ReligionslehrerInnen mitgeben möchte, um ihnen das Leben zu erleichtern: Wenn die Messe mit Mühe, Liebe und all dem, was ich erwähnt habe, vorbereitet ist, dann wird der Gottesdienst wunderbar sein. Dazu braucht es keinen Charismatiker oder Starpriester. Wenn ein Mensch im Gottesdienst ist und spürt, dass er gebraucht wird, dass es auf ihn oder sie ankommt, dass er oder sie ein/-e PartnerIn Gottes ist, dann wird es spannend. Deshalb ist es vermutlich meine größte Chance, dass ich kein Charismatiker bin und nicht singen kann. Deshalb helfen mir die Jugendlichen beim Singen. Ich muss betteln: »Bitte hilf mir, ich brauche dich.« Ich habe im Gottesdienst noch nie gesungen, aber in meine Gottesdienste kommen Leute auch wegen der Musik. Ganz praktisch gilt hier das Wort des heiligen Paulus: »Wo ich schwach bin, bin ich stark.«